

Teil 1

Ce soir nous sommes septembre et j'ai fermé ma chambre
Le soleil n'y entrera plus
Tu ne m'aimes plus
Là-haut un oiseau passe comme une dédicace
Dans le ciel
(Philippe Sarde, La Chanson d'Hélène)

1.

Ich liebe die Flugplätze dieser Welt und ich liebe ihre doppelte Bedeutsamkeit: Es laufen Menschen zusammen und stoßen mit Köpfen gegeneinander. Es schlafen Kinder und Hunde zwischen dem Gepäck. Es werden fremde Namen durchgegeben, deren Aussprache die eigene Herkunft in Frage stellt: *Woher komme ich?* Oder: *Wer hat mich an diese Säule gestellt, hinter der ich – für niemanden sichtbar – zu verschwinden drohe?* Es wird gewunken, und einen winzigen Augenblick lang flattern mit den Taschentüchern die Vergangenheit und die Zukunft auseinander. *Es war eine schöne Zeit. Wer weiß, wann wir uns wiedersehen.* In der Gegenwart liegt ein unheim-eliger Trost.

Ich sehe gerne den Menschen zu, die gehen, und den Menschen, die zurückbleiben. Und frage mich, wessen Leid wohl das größere ist. Es gibt Leute, die meinen, es läge eine großartige Freiheit darin zu gehen. Der Rücken bewahre einen vor allem, was dahinter an Traurigkeit übrig bleibe. Man könne sich mit einer einzigen Bewegung in eine andere Welt abheben. Während der andere einem höchstens nachzublicken wüsste. Mit Augen, die gar nichts mehr sehen.

Aber warum ist es dann gar keine Freiheit in mir?

Ich könnte stundenlang bei den großen Fenstern stehen und die Flugzeuge beobachten, wie sie aus einem fernen Himmel auf die Erde herabgleiten. Sie durchstoßen die Wolken. Sie tragen auf ihren Flügeln ein Stück Sonne mit sich und bringen es sachte auf den Boden, auf dem es sekundenlang flutet. Oder sie steigen hinauf. Und brechen die Winde entlang.

Ich könnte vergessen, dass auch ich zu jenen gehöre, die gehen werden. Zu jenen, die alle Minuten einmal auf ihre Uhren schauen und panisch nachrechnen, wie viel Zeit sie noch von ihrem Abschied trennt. *Zwei Stunden! Und fünfzehn Minuten!* Ich klebe wie Leim an der digitalen Wirklichkeit.

2.

Ich bin ein Auswanderer. Diesen Satz habe ich all die Wochen zuvor mit der mir eigenen Sorgfältigkeit geprobt. Ich habe ihn mir vorgesagt, wenn alles andere mir zu versagen drohte. In der leeren Wohnung hat er heftig gegen die Wände gehalten und ist mit einem gar nicht mehr hörbaren Knall auf das Parkett geklatscht.

Den Großteil meines Besitzes habe ich abgegeben und den kleineren Rest in drei Kisten verschifft. Es war beschämend zu entdecken, wie viele Dinge es gab, von denen ich gar nicht mehr wusste, dass sie mir gehörten, und mit welcher Gleichgültigkeit ich über sie verfügen konnte. Das Buch, das mir – einst – die Welt erklärt hatte, starrte mich sinnlos an. Die Kaffeetasse, aus der ich jeden Morgen getrunken hatte, stand seltsam entrückt auf dem Küchentisch und hatte nichts weiter mit mir zu tun. Den schwarzen Stuhl, um den ich wie um mein Leben gehandelt hatte, fand ich auf einmal lästig, wie man zuweilen einen entfernten Bekannten lästig findet, den zu grüßen man nur mit einer äußersten Anstrengung zu Ende bringt.

Es muss wohl richtig sein, dass sich Wichtigkeiten im Laufe der Zeit verschieben.

Aber ist das ein Trost? Kann irgendjemand von sich behaupten, er finde Trost in dem ewig Wandelbaren und bleibe unberührt von den Spuren, die es kratzt, und den Wunden, die es blutet? --- Ich habe dann doch eine ganze Weile vor dem Buch gesessen und mir noch einmal seinen Titel ins Gedächtnis geprägt.

3.

Es hat etwas Grobes und Zufälliges, inmitten eines aufgewühlten Menschengewimmels zu stehen und sich durch alle Richtungen hindurch orientieren zu müssen. Sich auf eine Bank neben einen Mann oder eine Frau zu setzen, die man nicht kennt. Oder absichtslos und im Vorübergehen das Gewand eines anderen zu berühren. Es sind hunderte von Menschen, die alle wissen, wohin sie gehen, und hunderte, mit denen mich zu verständigen mir nicht weiter bestimmt ist. Und wie viel tausende mehr auf dieser Welt! Wie viele Millionen! --- Und doch lässt sich in der Art, wie wir einander *nicht* begegnen, das Göttliche erfahren. Oder ein anderes Erstes.

Es gibt Orte, an denen das Leben geradezu spürbar wird (wenngleich es – ohnehin – beständig am Rauschen ist). Die großen Baustellen. Die Krankenhäuser. Und die Flughäfen einer jeden Stadt. Ich bin lebendiger, wenn ich an einem dieser Orte stehe. Ich bin beteiligt, ohne selbst viel dazutun zu müssen, und bin froh, wenn mir jemand in die Füße stolpert. Ich hätte sonst Angst, gar nicht hier zu sein.

4.

Hat niemand versucht mich aufzuhalten? Mir den Weg zu versperren und mich lauthals vor einer Gefahr zu warnen? --- Selbst Paul ist nur wenig dagegen gewesen. Seine Stimme hat mir bis zuletzt keinen Widerstand verraten. Aber ich stelle mir gerne vor, wie er sich – in diesem Augenblick – von mir entfernt. Er fährt schweigend

in einem silbergrauen Auto und hat – in diesem Augenblick – kein Wort für seinen Schmerz. Er wird des Abends in seiner Wohnung anlangen. Er wird feststellen, dass es dieselben Zimmer sind wie zuvor. Er wird wissen, wie alt er an diesem Tag geworden ist, und erst Wochen später darauf kommen, dass er heute (und damit endgültig) wieder zu einem Mann gewachsen ist.

Ich möchte nachdenken. Im Kiosk bei den internationalen Zeitungen möchte ich nachdenken. Ich blättere durch die Sprachen, die mir vertraut sind, und suche nach einem Wort, das ich nicht verstehen kann. Ein Kannibale hat gestern Nachmittag seinen Bruder mit einem Hammer erschlagen. Er hat ihm den Bauchdeckel aufgeschnitten und die Organe auf einem Teller angerichtet. Ich wundere mich, was wir alles auszuhalten imstande sind und wohin all die Vorstellungen wandern, wenn wir meinen, sie längst vergessen zu haben. Ich bin sicher: Sie lauern wie hungrige Tiere in den Schatten unserer Vergesslichkeit und werden wiederkommen, wenn wir uns müde fühlen und also meistens des Nachts. Noch heute denke ich manchmal – wenn ich die Augen aufschlage – an eine längst vergangene Nachricht. Von einem Krieg, der schon lange verloren ist. Oder von einem Feuer, das ein ganzes Land erstickt. Oder –– gestern habe ich, während ein Kannibale unbekanntes Alters an der Leber seines Bruders aß, mit Paul in seinem grünen Wohnzimmer gesessen. Wir haben über Amerika gesprochen und darüber, dass ein Weltenmeer nur alle tausend Jahre einmal austrocknet. Ich kann nicht glauben, dass ich tatsächlich gehen soll. Und dass ein Rücken genügt, um mich gegen alles hin abzuschirmen, was noch vor einem Tag meine einunddreißigjährige Erfahrung gewesen ist.

5.

Heute Nacht – über den Eisbergen – möchte ich von jener alten japanischen Dame träumen, die nicht aufgegeben hat, auf ihren Liebsten zu warten.

Weil er sie darum gebeten hatte und aus so wunderbaren blauen Augen schaute, hatte sie ihm seine Uniform geflickt ... und ihn später zu den unmöglichsten Stunden in den Parks von Tokyo getroffen. Sie haben einander Versprechungen gemacht und davon geträumt, in einem kleinen Häuschen in den Bergen zu wohnen. Sie haben gegen die Regeln verstoßen und gegen alles, was sie voneinander trennte. Doch eines Tages war er verschwunden und an allen Stellen, an denen er sonst zu finden war, saß ein anderer mit einem anderen Gesicht. Aber sie geht auch heute noch an jeden Ort, an dem sie sich früher trafen. Nach fünfzig Jahren noch kennt sie einen jeden Baum, unter dem sie sich küssten. Und einen jeden Strauch, der über ihrer Liebe blühte. Erst kürzlich hat man darüber in Japan eine Dokumentation gedreht. Es gab Nachforschungen in Arizona und New Mexico. Robert F. lebt heute mit seiner Frau in Albuquerque. Und von einer Kimiko Y. will er in seinem Leben noch nie gehört haben.

Aber darum geht es nicht, sagte Paul, als er mir gestern davon erzählte. Und: *Weiß der Himmel, worum es letztlich in solchen Geschichten geht*. Man kann sich vorstellen, dass sie passieren. Man kann sich vorstellen, dass man der eine oder der andere ist. Oder warum kann ich – gerade jetzt – den Unterschied nicht begreifen: zwischen ihr und mir? Es liegen ganze Jahrzehnte zwischen ihrer Liebe und der meinen. Es liegt ein Weltenmeer zwischen ihrem Mut und dem meinen. Und trotzdem glaube ich, sie hat Recht. So wie Robert F. vielleicht durchaus Recht hat. Nur *dazu* sind solche Geschichten gut.

6.

Es ist schwierig geworden, bei sich zu bleiben, und noch viel schwieriger, aus sich herauszugehen. Zwischen den Zeilen fällt mir ein, dass ich eigentlich keinen Grund habe, mich so hastig aus diesem Land zu entfernen. Es gibt kein Verbrechen, dessen ich schuldig bin. Und keine schmutzige Vergangenheit, die es zu verbergen gilt. Es hätte ewig so andauern können. Und nichts wäre daran verkehrt

gewesen. Ich kenne Menschen, die ihr Lebtag lang an ein und demselben Ort gewesen sind. Sie sind dort geboren und groß geworden. Haben sich eingerichtet in Häusern, die denen ihrer Kindheit gleichen, und wollen gerne darin sterben, weil der Tod immer nur halb so fremd ist, wenn er im eigenen Schlafzimmer geschieht. Beinahe lautlos schiebt er sich zwischen die Kissen, und was übrig bleibt, ist eine noch lautlosere Erinnerung, die kein Grabstein zu behausen vermag.

Schon als Kind hatte ich Angst vor Veränderungen. Als ich im Kindergarten war, hatte ich Angst vor der Volksschule. In der Volksschule hatte ich Angst vor dem Gymnasium. Im Gymnasium hatte ich Angst vor der Universität. Und an der Universität hatte ich Angst vor dem Leben.

Es ist unerträglich, wie einem die Zeit mit jedem Sekundenschlag ihre Stunden zählt. Und grausam, wie man sich ihr beugt. Mit meinem Einverständnis läuft sie geradeaus, ohne jemals zurückzublicken ... und schon gar nicht auf mich, die ihr keuchend hinterherrennt.

7.

»Wohin fahren Sie?«, fragt mich einer mit Hut. Und ich antworte, wie ich es gelernt habe: »Nach Amerika!«

Es stellt sich heraus, dass der andere nach Südafrika fliegt, und schon gibt es rein gar nichts mehr, was es weiter zu sagen lohnte. Wir sind beide – trotz unserer Ängste – auf diesem Flughafen angekommen, wir wollen beide noch an diesem Tag in einem fremden Land ankommen. Wir trinken eilig unseren Kaffee und sagen wortlos *Auf Wiedersehen*.

»Nach Amerika?«, hatte Paul gefragt, als ich ihm das erste Mal davon erzählte, und war nur wenig erstaunt gewesen. »Ich habe immer gedacht, dass es dir hier einmal zu eng werden würde. *In dieser Stadt*

stirbt man, hast du gesagt. *Und aus allen Ecken schaut einem der Tod entgegen.* Ich frage mich, wie du es überhaupt so lange hier dulden konntest.«

»Wegen dir«, wollte ich fast sagen und habe stattdessen aus dem Fenster gesehen.

Es ist seltsam, die eigenen Worte aus dem Mund eines anderen zu hören. Und seltsam, sie erst nach einer Weile wiederzuerkennen. Ich bin nicht sicher, ob ich das jemals gesagt habe. Oder ob ich es gesagt habe, um eigentlich etwas anderes damit zu sagen. Die Worte standen wie leuchtende Buchstaben an jenem schon fast erloschenen Septemberhimmel und hatten eine Farbe, die ich so nicht vorhergesehen hatte. Grell hingen sie zwischen den Wolken. Und die Vögel flogen in großen Bögen um sie herum.

8.

Nun ist der Fremde schon fast am anderen Ende der Halle angekommen. Ich sehe seinen Hut, wie er in der blassen Menge verschwindet, und kann nicht verhindern, dass er sich nun doch und wie das letzte Menschliche in meine Gedanken drängt. Um nicht an Paul zu denken, denke ich an einen Fremden mit Hut und vergleiche die Gesichtszüge, als ob mir eine Stirnfalte oder ein bestimmter gefährlicher Zug um den Mund etwas über mich selbst verraten könnte und warum ich es kaum schaffe, mich aus meinem Stuhl zu bewegen.

Immerhin sind wir Freunde gewesen, denke ich. Paul ist mein bester Freund. Wir haben sämtliche Veränderungen überstanden oder haben es jedenfalls geglaubt. Selbst Anita hat gegen uns nicht ankommen können. Und auch Sabine nicht. Und erst recht nicht Martina.

Wenn jemand über Liebe sprach, haben wir gelacht.

»Wir zwei werden am Ende als alte Jungfern enden«, hat er einmal gesagt, »und einsehen, dass es für *uns* nur uns beide gibt. Wir werden in einem braunen Haus leben und uns Geschichten aus der Vergangenheit erzählen. Wir werden ---« Und so ging es noch lange.

Bis Maria kam.

9.

Eine ganze Schar von Stewardessen rauscht an den Schaltern vorüber und hinterlässt einen süßlichen Geschmack von Welt. Irgendwo werden Durchsagen gemacht. Ein Herr Frederik Lännerholm solle sich bitte dringend zur Information begeben. Ich wünschte, jemand mit freundlicher Stimme rief nach mir so wie nach Herrn Lännerholm und verleihe mir damit ein Stück Wichtigkeit. Machte mich sichtbar unter all diesen Menschen. Und stellte mich – allein durch die Bekanntgabe meines Namens – als Besonderes heraus. Wer weiß? Vielleicht ist hier jemand, der mich kennt. Jemand, der sich an mich erinnert. Oder jemand, der auf geheimnisvolle Art und Weise mit mir verbunden ist. An der Information würden wir zusammenlaufen und *du* zueinander sagen. Ich habe auf einmal die große Sehnsucht, mich zu erklären. Gründe zu nennen und sie vor einem anderen zu verteidigen. Unbedingt soll er wissen, dass meine Entscheidung eine vernünftige ist und dass ich sie reiflich überlegt habe. Unbedingt soll er mir zustimmen und mir *Alles Gute!* wünschen. Meine Hand schütteln. Und mich insgeheim beneiden. Um meine großartige Unabhängigkeit.

Ein kleines Kind ist über die Koffer geturnt und hat sich die Knie aufgeschlagen. Niemand ist böse, dass es jetzt weint, und niemand kann ihm verdenken, dass es jetzt schreiend zu seiner Mutter läuft. Ich frage mich, warum man bereit ist, das Schreien eines Kindes ohne weiteres hinzunehmen, während das Schreien eines Erwachsenen beinahe etwas Obszönes hat, das niemand gerne verzeiht. Vielleicht weil die Wunde eine unsichtbare ist.